

<65> Jochen A. Bär

Bildwörter und Wortbildungen

Strukturelle Besonderheiten neumедialer Varietäten in sprachhistorischer Bewertung¹

Im März 2003 fand in Heidelberg eine Fachtagung statt, auf der einige führende Sprachhistoriker des Deutschen aus dem In- und Ausland zusammenkamen. Diskutiert wurde dabei (vgl. Bär 2004a) unter anderem die Frage, wie das heutige Deutsch sprachhistorisch einzuordnen ist, und es herrschte Übereinstimmung darin, dass es sinnvoll sein könnte, einen von Hans Eggers² gemachten Vorschlag aufzugreifen und nach etwa 1950 eine neue Epoche der deutschen Sprachgeschichte anzusetzen. Diese könnte man, wenn man die bekannte Periodisierung nach Wilhelm Scherer (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch und Neuhochdeutsch) ansetzt, dann beispielsweise „Spätneuhochdeutsch“ nennen (nach Schmidt 2002).

Insbesondere vier Tatsachen oder Tatsachenkomplexe legen diesen Ansatz einer neuen Epoche nahe: die gesellschaftlichen Veränderungen nach dem zweiten Weltkrieg (verstärkt seit den 1960er Jahren), die kommerzielle und kommunikative Globalisierung, die europäische Integration und die Entwicklung der Massenmedien einschließlich der neuen Medien. Ich gehe auf die drei ersten dieser Punkte kurz³, auf den vierten jedoch aufgrund des Themas dieses Beitrags ausführlicher ein.

Soziale Veränderungen

Nimmt man mit Eggers eine Gliederung der deutschen Sprachgeschichte nach sozialhistorischen Kriterien vor und sieht beispielsweise „die alt- und mittelhochdeutsche Sprachperiode als vom Adel, die frühneuhochdeutsche und neuhochdeutsche als vom Bürgertum geprägt“ (Eggers 1977: 180), so lässt sich in der Tat nach der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue sprachhistorische Epoche ansetzen (ebd.): „Das Bürgertum in dem hier gemeinten Sinne existiert <66> heute nur noch in Resten; es wird in zunehmendem Maße in eine nicht mehr ständisch gegliederte Gesamtgesellschaft integriert.“

Drei Schlagwörter, mit denen sich die gesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreiben lässt, sind *Egalisierung*, *Engagement* und *Emanzipation*. Gemeint sind damit bestimmte Tendenzen einer immer größeren Öffnung unterschiedlicher sozialer Schichten zu einander sowie einer immer stärkeren Teilnahme verschiedenster sozialer Gruppen am öffentlichen Leben.

Die nach 1945 im Westen Deutschlands einsetzende Demokratisierung von oben schlug spätestens mit dem Generationenwechsel in den 60er Jahren in eine Demokratisierung von unten um. Immer größere Teile der Bevölkerung beteiligten sich in Form verschiedener 'Bewegungen' (Studentenbewegung, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Ökologiebewegung, Bürgerrechtsbewegung usw.) aktiv an der Gestaltung des öffentlichen Geschehens. In Folge einer konsequenten Bildungspolitik vor allem in den 70er Jahren mit Schul- und Hochschulgründungen, Ausbildungsförderungsgesetzen und systematischem Ausbau der Massenuniversität wurde für breite Kreise ein hoher Bildungsstandard möglich. Heute steht der Zugang zu politischer, wirtschaftlicher, kultureller Information zumindest prinzipiell ebenso allgemein offen wie der Weg in die Politik, an die Börse oder ins Internet. Jeder kann sich heutzutage über alle Gegenstände seines Interesses umfassend eine Meinung bilden; jeder hat prinzipiell die Möglichkeit, öffentlich mitzureden und mitzugestalten.

Mit den Termini *Egalisierung*, *Engagement* und *Emanzipation* soll keineswegs bestritten werden, dass es nach wie vor große Differenzen hinsichtlich Ausbildung, Einkommen und allgemeinem Lebensstandard gibt und dass nach wie vor Menschen etwa aufgrund ihrer Herkunft oder ihres Geschlechts faktisch benachteiligt sind. Die sozialen Unterschiede sind aber längst nicht mehr so fest gefügt, dass sie unüberwindliche Grenzen darstellen, und Diskriminierung ist – als nicht 'politisch korrekt' – gesellschaftlich zumindest verpönt; wer sie thematisieren und anprangern will, findet unschwer ein Forum.

¹ Der Beitrag geht zurück auf einen Vortrag, gehalten auf der 29. Jahrestagung des Belgischen Germanisten- und Deutschlehrerverbandes am 10. 5. 2003 in Brüssel. – Der Vortragsstil wurde für die Publikation nur geringfügig modifiziert.

² An verschiedenen Stellen seiner vierbändigen *Deutschen Sprachgeschichte*; vgl. Roelcke (1995: 202 f.).

³ Ausführlicher dazu Bär (2000: 13 f. und 18 ff.)

Auch in der Sprache spiegeln sich die Veränderungen im sozialen Gefüge. Nicht mehr *eine* bestimmte, *einer* sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialem Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schreibens wird für die beste gehalten, sondern es existiert eine Standardsprache, an der unterschiedliche soziale Schichten und Gruppen teilhaben und die in verschiedenen regionalen Färbungen, in verschiedenen funktionalen und situativen Varianten erscheinen kann. Diese Varianten sind nicht mehr (allenfalls noch in Ansätzen) auf einer vertikalen Werteskala angeordnet, sie existieren vielmehr im Bewusstsein der Sprachgemeinschaft gleichberechtigt und gleichwertig neben einander.

<67> Globalisierung und Einfluss des Englischen

Wirtschaftlich und damit einhergehend auch kommunikativ ist die Welt am Ende des 20. Jahrhunderts zum 'global village' zusammengerückt. Als Verständigungsmittel dient dabei das Englische bzw. Angloamerikanische, das in diesem Zusammenhang nicht mehr als nationale, sondern als multinationale Sprache zu sehen ist. Im Unterschied zu anderen Welt Sprachen wie Chinesisch, Russisch, Spanisch oder Französisch ist Englisch nicht auf eine mehr oder weniger große Region begrenzt; im Unterschied zu früheren Verkehrssprachen wie dem Latein der Gelehrten oder der Handelssprache der Hanse im hohen und späten Mittelalter ist es nicht an bestimmte Handlungszusammenhänge, soziale Gruppen oder Schichten gebunden, sondern wird – wie rudimentär oder bruchstückhaft auch immer – von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Ausbildung verstanden.

Auch für das Deutsche spielt das Englische eine immer wichtigere Rolle. Der englische Einfluss ist schon im 19. Jahrhundert spürbar und ist charakteristisch für das gesamte 20. Jahrhundert. In dessen zweiter Hälfte steht er jedoch in besonderer Weise in Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen und kommunikationstechnischen Veränderungen, d. h. er wird nicht mehr nur von einer kleineren oder größeren Minderheit wahrgenommen, sondern betrifft in Beruf und Alltag mittlerweile den weitaus größten Teil der Sprachgemeinschaft.

Englisch ist dabei nicht nur Lingua franca (vgl. hierzu beispielsweise Weinrich 2002), sondern vielfach auch Gegenstand und Mittel der kulturellen Identifikation. Die zu verschiedenen Zeiten (beispielsweise während der 1920er Jahre), für die breite Mehrheit jedoch erst nach Ende des zweiten Weltkriegs feststellbare Orientierung am Vorbild USA führte zu einer Modifikation des Deutschen vor allem auf der Ebene des Wortschatzes und der Redewendungen, weit weniger stark auf der Ebene der Grammatik und der Syntax, die in jüngerer Zeit vor allem von Laien zunehmend beklagt wird. In diesem Zusammenhang gilt jedoch entsprechend, was Munske (1995: 408) in Bezug auf das Lateinische und Französische feststellt:

Die Rolle des Lateins als übernationale Koine vom frühen Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert ist freiwilliger Akkulturation zu danken, ebenso die Verbreitung des Französischen als Bildungssprache des europäischen Adels. Nicht die Römer und nicht die Franzosen haben ihre Sprache verbreitet und die europäischen Sprachen durch lateinische und französische Entlehnungen geprägt – es waren die Sprachträger dieser Sprachen selbst, die in freiwilliger Adaption Latein und Französisch als Zweitsprache benutzt und auf diesem Wege ihre eigenen Sprachen bereichert haben.

<68> Europäische Integration

Das allmähliche Zusammenwachsen Europas, das vor allem das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts mit prägte, und das, bei fortgesetzter Entwicklung, wie sie derzeit unumkehrbar scheint, für das 21. Jahrhundert noch weit aus wichtiger werden wird, schafft einen gemeinsamen geistig-kulturellen Raum mit offenen Grenzen und vielfältigsten Verflechtungen auf allen Gebieten.

Die heute für mehr Menschen als je zuvor gegebene Möglichkeit, auf Reisen andere Länder, Kulturen und auch Sprachen kennenzulernen, und die Möglichkeit für Menschen fremder Herkunft, längerfristig oder dauerhaft im Inland zu leben und zu arbeiten und aktiv am kulturellen Leben teilzunehmen (letzteres besonders in Großstädten), tragen dazu bei, den geistigen Horizont der Sprachgemeinschaft zu erweitern. Massentourismus, Migration und multikulturelle Gesellschaft sind zwar in Deutschland nicht nur begrenzt auf den europäischen Skopus, sie sind aber insbesondere in diesem bewusstseinsprägend geworden: Urlaub im europäischen Ausland, Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und Teilnahme europäischer Mitbürgerinnen und Mitbürger am kulturellen Leben sind heute für breite Kreise selbstverständlich, und zwar nicht allein wegen der räumlichen Nähe, vielmehr hauptsächlich wegen der auf zweieinhalb Jahrtausende gemeinsamer Geschichte beruhenden kulturellen Affinität. Diese Affinität ist nicht zuletzt auch eine sprachliche (vgl. Munske 1995: 401). Auch wenn gerade die europäische Integration nicht die Gefahr birgt, die verschiedenen Einzelsprachen und also auch das Deutsche könnten in absehbarer Zeit ihre Existenz verlieren – gefordertes und zumindest prinzipiell erklärtes Ziel ist vielmehr gerade eine Stärkung der sprachlichen Vielfalt und Eigenständigkeit –, so beeinflusst doch die in

immer mehr Bereichen gemeinschaftlich werdende Realität die Sprachen sowie zwischensprachliche Interferenzen, vor allem auf inhaltlichem Gebiet. Benjamin Lee Whorfs Gedanke vom 'Standard Average European' klingt hier an, die Idee einer Art Eurosemantik⁴, die als Phänomen kultureller Interaktion Jahrhunderte alt ist, indes zukünftig immer wichtiger werden könnte.

Massenmedien

Alle genannten Aspekte sind nicht denkbar ohne bestimmte kommunikationstechnische Errungenschaften, die den sprachlichen Austausch verschiedener Gruppen im Rahmen der Sprachgemeinschaft, aber natürlich auch den Austausch mit anderen Sprachgemeinschaften überhaupt erst ermöglichen. Das <69> hauptsächlich im Plural verwendete Wort *Massenmedien* ist eine Lehnübersetzung nach dem Vorbild des englischen *mass media* und dürfte 1963 in der Zeitung *Die Welt* zum ersten Mal verwendet worden sein. Noch 1958 findet sich in einschlägigen Publikationen für *Massenmedien* regelmäßig der zusammengesetzte Ausdruck (*technisches*) *Mittel der Massenkommunikation*, der auch heute noch als Definition tauglich ist. Gemeint ist ein Prozess der Informationsvermittlung, bei dem Mitteilungen indirekt (durch nicht persönlich anwesende Sprecher) und einseitig (ohne die Möglichkeit, darauf zu antworten) an ein großes, verstreutes, anonymes Publikum erfolgen. Die modernen Massenmedien gliedern sich in auditive Medien (z. B. Hörfunk, Schallplatte, CD), audiovisuelle Medien (z. B. Film, Fernsehen, Video) und Printmedien (z. B. Buch, Zeitung, Zeitschrift, Plakat); gegenwärtig gewinnen zunehmend die so genannten neuen Medien des Computerzeitalters an Bedeutung (s. u.).

Die Massenmedien haben durch ihre Breitenwirkung und ihre Omnipräsenz im Alltag einen großen Einfluss auf das allgemeine Bewusstsein und auch auf das sprachliche Verhalten. Vor allem durch die Medien Rundfunk und Fernsehen kommt seit einigen Jahrzehnten der gesprochenen Sprache gegenüber der geschriebenen ein immer größeres Gewicht zu. Dabei ist weniger an Textsorten wie Nachrichtenmeldungen, Rundfunkvorträge, Features usw. zu denken, die konzeptuell mehr oder weniger weitgehend der Schriftlichkeit verhaftet bleiben, eher schon an fiktionale Textsorten wie Spielfilme oder Daily Soaps, die um Nähe zur gesprochenen Sprache dezidiert bemüht sind, hauptsächlich aber an solche, die ungebrochen auf nicht nur medialer, sondern auch konzeptueller Mündlichkeit beruhen: an Livesendungen aller Art. Besonders hervorzuheben ist die Textsorte der Talkshow, weil hier – insbesondere im Zeitalter des Privatfernsehens – nicht nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort kommen, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartssprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als 'medienwürdig' präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, z. B. in der Pressesprache.

Ein anderes Phänomen, das im Zusammenhang mit der Bedeutung der Massenmedien für die Gegenwartssprache eine Rolle spielt, ist das der Werbung. Alltäglich gegenwärtig sind heutzutage Texte, die einerseits nah an der gesprochenen Alltagssprache sein sollen, um den potentiellen Konsumenten 'auf gleicher Augenhöhe' anzusprechen, andererseits aber bewusst Mittel der sprachlichen Verfremdung einsetzen (Neologismen, Fremdwörter, Wortspiele, Antiredensarten usw.), um Aufmerksamkeit zu erregen. Insbesondere durch den letzteren Aspekt können sie, bei hinreichender Einprägsamkeit, auf die Allgemeinsprache wirken: Wortbildungen wie *unkaputtbar* (Coca-Cola-Reklame) beispielsweise haben dauerhafteren Eingang in den Wortschatz gefunden. Man wird dabei <70> aber den Einfluss der Werbesprache auf die Sprache in ihrer Gesamtheit nicht überbewerten dürfen: Sie ist eine Varietät unter vielen anderen, ein textsorten- bzw. situationsspezifisches Register, dessen sich die Sprecherinnen und Sprecher neben anderen Registern sehr gezielt bedienen zu bedienen wissen.

Neue Medien

Eine wichtige Rolle für die deutsche Gegenwartssprache und voraussichtlich ihre zukünftige Entwicklung spielt die elektronische Kommunikation mittels der so genannten neuen Medien. Ein knapper historischer Abriss zeigt, wie 'neu' das Phänomen tatsächlich ist. Die Vorarbeiten auf dem Gebiet der Computerentwicklung gehen nicht weiter als bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts zurück. 1938 beendete der Computerpionier Konrad Zuse (1910–1995) die Entwicklung der ersten programmgesteuerten Rechenanlage („Z1“), die bereits mit dem binären Zahlensystem arbeitete; 1941 baute er in Berlin den ersten voll arbeitsfähigen programmgesteuerten elektromechanischen Digitalrechner („Z3“). 1946 nahm an der Universität von Pennsylvania der von John Presper Eckert (1919–1995) und John William Mauchly (1907–1980) gebaute elektronische Rechner ENIAC (Electronic Numerical

⁴ Vgl. hierzu auch Reichmann 1993; 2001; 2002.

Integrator And Calculator) seine Arbeit auf. Die Maschine wog 30 Tonnen, benötigte eine Grundfläche von 140 m² und verbrauchte ebenso viel Strom wie drei U-Bahn-Linien. Sie konnte 300 verschiedene Rechenoperationen in der Sekunde bewältigen (wohingegen heutige Super-Computer Milliarden von Operationen pro Sekunde schaffen). 1955 führte der Einsatz von Transistoren anstelle von Elektronenröhren zur zweiten, 1962 der Einsatz von integrierten Schaltungen zur dritten Computergeneration. 1969 begann das US-amerikanische Verteidigungsministerium, Computer in den Bereichen von Wissenschaft und Militärtechnik zu vernetzen. Das so genannte ARPAnet (*ARPA = Advanced Research Projects Agency*) bildete die Grundlage des heutigen Internet. 1978 entstand durch den Einsatz von hoch- und höchstintegrierten Schaltkreisen die vierte Computergeneration; Verarbeitungsgeschwindigkeit und Speicherkapazität wurden bei zunehmender räumlicher Miniaturisierung sehr groß. 1985 wurde das ARPAnet durch das leistungsfähigere NSFnet abgelöst (*NSF = National Science Foundation*, die Trägerinstitution), 1992 wurde in Genf die Web-Technik entwickelt, auf der heute der bekannteste Teilbereich des Internets basiert, das World Wide Web (WWW). Seither steigt die Zahl der (zunehmend auch privaten) Internet-Teilnehmer (*User*) ständig an. 1998 lag sie weltweit bei über 30 Millionen.

Wie wichtig Computer mittlerweile für das tägliche Leben geworden sind, zeigt ein mit Blick auf den „Datumswechsel“ von 1999 zu 2000 entworfenes Szenario: Computer älterer Bauart, die keine vierstelligen, sondern nur zweistellige Jahreszahlen kannten, würden, so die Prognose, den Sprung von (19)99 zur <71> *Doppelnull* bei 2000 als einen Rückfall in das Jahr 1900 interpretieren. Computergesteuerte Zeitschaltungen (z. B. bei Kraftwerken oder im Bahn- und Flugverkehr) seien in Gefahr auszufallen. Wer nicht mit Holz oder Kohle heize, müsse frieren, wer nicht genügend Kerzen eingekauft habe, im Dunkeln sitzen. Die Wasserspülung funktioniere nicht und der Kühlschrank falle aus, vom Fernseher ganz zu schweigen. Die „Jahr-2000-Katastrophe“ werde die moderne Industriegesellschaft ins Mark treffen und sie um Jahrzehnte, wenn nicht um Jahrhunderte zurückwerfen

Bekanntlich handelte es sich dabei weitestgehend um eine Fehleinschätzung (vgl. Bär 2003: 178). Dass man das „Y2K-Problem“ (*Y2K = Year 2 Kilo*, ‚Jahr 2000‘) als reale Bedrohung behandeln und weltweit Milliarden in seine Prophylaxe investieren konnte, zeigt aber deutlich, dass Computer für viele Lebensbereiche relevant geworden sind. Kaum etwas geht heute noch ohne sie, auch wenn man sich dessen selten bewusst ist. Sie sind darüber hinaus nicht mehr nur Arbeitsinstrument für wenige Privilegierte, sondern gehören für viele zum Alltag und sind längst auch in die Freizeit vorgedrungen. Was gemeint ist, wenn von *Computerkindern*, überhaupt von einer *Computergeneration* oder auch *Generation @* (vgl. Bär 2003: 154 f.) gesprochen wird, bedarf keiner Erläuterung.

Cyberdeutsch als Mediolekt

Die Sprachform, in der sich die Kommunikation mittels der neuen Medien vollzieht, kann unter verschiedenen Aspekten als Varietät, als sprachliches Subsystem des Gegenwartsdeutschen gedeutet werden. Gemeint ist damit keine fachsprachliche Kommunikation über Gegenstände der Informatik und Computertechnologie, sondern vielmehr jene Sondersprache der Computer- und Internet’szene’, für die Ausdrücke wie *Cyberslang* (vgl. Abel 1999) oder auch *Cyberdeutsch* nicht unpassend scheinen. Diese mediolektale Varietät⁵ weist nicht nur einen spezifischen Wortschatz auf, sondern die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten E-Mail und Internet haben auch völlig neue Textsorten mit spezifischen morphologisch-syntaktischen Strukturen und sogar eigenen Höflichkeitsformen entstehen lassen. Gerade im Bereich der virtuellen Kommunika<72>tion ist der Mediolekt Cyberdeutsch stärker als Gruppensprache denn als Fachsprache zu sehen. Zwar sind die Grenzen fließend, doch hat die Gruppensprache mehr die Funktion sozialer Bindung und Integration als sachbezogener Darstellung. Dazu zwei Beispiele: Akronyme wie *ASCII* (*American Standard Code for Information Interchange*) oder *HTML* (*Hyper Text Markup Language*) sind fachsprachliche Ausdrücke; sie sind gegenstandsbezogen und die Abkürzung ist vor allem sprachökonomisch begründet. Die Verwendung von Akronymen wie dem in Internet-Newsgroups und -Chatforen gebräuchlichen *RTM* (*Read The Manual*) bzw. gleichbedeutendem *LDH* (*Lies Das Handbuch*) hingegen ist keine darstellend-referentielle, sondern eine appellative sprachliche Handlung, eine Aufforderung; sie zu verstehen, beweist nicht sachliche, sondern soziale Kompetenz (Gruppenzugehörigkeit).

Das Cyberdeutsch hat erst etwa in den letzten zehn Jahren, v. a. in der jüngeren Generation, größere Verbreitung gefunden. Berücksichtigt man allerdings, dass in Deutschland mittlerweile ca. 9 Millionen Haushalte, also

⁵ Die Termini *Mediolekt* und *mediolektal* werden hier nicht im Sinne von Löffler (1994) gebraucht, wo sie lediglich zur Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache dienen, sondern im Sinne der von Bittner (2003: 289 ff.) vorgenommenen Differenzierung. Danach bestimmt die Wahl eines Mediums in besonderer Weise die Kommunikationsform(en), die mittels desselben stattfinden können. Unter einem Mediolekt verstehe ich eine medienspezifische Varietät einer Sprache, d. h. ein sprachliches Subsystem auf – nicht notwendig, aber doch prinzipiell – allen systematischen Rängen von der Distingemik bis zur Textebene, das einem bestimmten Medium zugeordnet werden kann. Es versteht sich, dass Mediolekte sich zwar mit anderen Varietäten überschneiden können, dass sie sich jedoch nicht eins zu eins auf diese abbilden lassen dürfen.

gut ein Viertel, über einen Internetanschluss verfügen, so ist klar, dass die Sprachwissenschaft diese Varietät als Forschungsgegenstand nicht mehr ignorieren kann.

Lexikalische Spezifika

Die neumедialen Varietäten sind keine abgeschlossenen Sprachsysteme, sondern öffnen sich zur Allgemeinsprache hin und beeinflussen diese vielfältig. Dies zeigt sich insbesondere im Wortschatz, in dem der Allgemeinsprache aus dem Cyberdeutsch etliche Einheiten zuwachsen. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Entlehnungen von Wörtern (z. B. *Scanner*, *Browser*, *Software*) oder Bedeutungen, für die man entweder aktiv neue Wörter bildet (z. B. *Datei*) oder bekannte Wörter semantisch erweitert und umprägt (z. B. *Verzeichnis* 'virtuelle Schublade im Computer', *Maus* 'Computermaus' usw.).

Bei der semantischen Wortschatzerweiterung spielt das Prinzip der Metaphorik eine wichtige Rolle: Das neu zu Benennende wird mit etwas Bekanntem verglichen, das unter irgend einem Aspekt analog erscheint. Für eine Miniatursoftware beispielsweise, die, wenn man sie auf einem Computer installiert, bestimmte andere Programme beeinträchtigt oder außer Kraft setzt und dabei beständig redupliziert wird, ist der Ausdruck *Virus* üblich geworden (mit sprachlich durchgängiger Analogie: Computerviren können sich *vermehren* und *fortpflanzen*, eine Datei kann *infiziert*, eine Festplatte kann regelrecht *verseucht* sein; es gibt *gutartige*, aber auch *bösartige Viren* und sogar *Killerviren*). Metaphorik ist jedoch auch umgekehrt möglich. Nicht nur von Altbekanntem kann eine Bezeichnungsübertragung auf ein zu benennendes Neues stattfinden, sondern auch von einem neu benannten Gegenstand oder Sachverhalt zurück auf einen sprachlich längst gefassten, der nun seinerseits neu benannt wird. So hört man alltagssprachlich heute beispielsweise oft, dass zwei sich vertragende Ansichten – wie Computerprogramme – *kompatibel* sind, und statt von einem *Berührungspunkt* oder einem *Überlappungsbereich* zwischen zwei Fachgebieten spricht man mittlerweile gern von einer *Schnittstelle*.

Den größten lexikalischen Zuwachs erfährt das Cyberdeutsch naturgemäß aus dem Angloamerikanischen. Hier spielt eine Rolle, dass die Varietät der mittels Computer Kommunizierenden (und Computer bzw. damit Zusammenhängendes Thematisierenden) ursprünglich eben doch eine Fachsprache ist. Viele Fachtexte gibt es nur auf Englisch, und selbst wenn sie übersetzt werden, hat derjenige, der auf eine solche Übersetzung nicht warten muss, einen großen Zeitvorteil. Deutsche Computerexperten (*Freaks*) lesen daher ganz selbstverständlich Fachliteratur auf Englisch, und wenn sie sich verständigen, tun sie das zwar in der Regel auf deutsch, aber sie benutzen die englischen Ausdrücke, weil sie erstens dem fachlich versierten Gegenüber bekannt sind, und weil es zweitens häufig zuviel Zeit und Mühe kosten würde, erst nach einer guten oder selbst nur passenden Übersetzung zu suchen. Zudem hat Sprache neben der Kommunikationsfunktion (und einigen anderen, die hier keine Rolle spielen), eben auch noch die so genannte Symptomfunktion (Reichmann 1976: 4), das heißt, man kann jeden Sprecher aufgrund der Art und Weise, wie er spricht, einer bestimmten Gruppe von Sprechern zuordnen. Wer im Gespräch mit Computerfreaks englische Brocken im deutschen Satz verwendet, zeigt damit an: Ich habe Ahnung von der Sache, ich gehöre dazu.

Was sprachlich adaptiert, eingedeutscht wird und was nicht, unterliegt keinen erkennbaren Regeln. Es ist beispielsweise nicht so, dass die Wortkürze den Ausschlag gibt: Zwar ist *user* kürzer als *Benutzer*, *thread* ist kürzer als *Gesprächsfaden* oder *Diskussionsverlauf*, und *streamer* kürzer als *Datensicherungsbandlaufwerk*. Aber das englische *file* ist kürzer als das deutsche *Datei*, *disk* ist kürzer als *Diskette* und *keyboard* ist kürzer als *Tastatur*, und gleichwohl sind nicht die englischen Ausdrücke üblich. Möglicherweise trifft die Einschätzung zu, dass tendenziell vor allem für diejenigen Gegenstände und Sachverhalte deutsche oder deutschartige (strukturell assimilierte) Ausdrücke gebraucht werden, mit denen auch Laien im Computeralltag häufig zu tun haben, während es für diejenigen, die Expertenwissen voraussetzen, tendenziell eher beim englischen Ausdruck – als Terminus – bleibt. Jedenfalls gibt es bei einigen durchaus gängigen englischen Wörtern mittlerweile eine gewisse Entwicklung zum Gebrauch deutscher Entsprechungen. Für *Homepage* findet man heute immer öfter *Leitseite*, auch bisweilen *Heimseite*. Für *E-Mail* liest man bisweilen *E-Post*, was durchaus als Eindeutschung gelten darf, denn es steht für *elektronische Post*, und die Abkürzung *E-* hat im Deutschen auch Analogien, beispielsweise in *E-Werk* (für *Elektrizitätswerk*). Für *Computer* selbst schließlich kann man ohne weiteres auch *Rechner* lesen.

Aus der Perspektive einer normativen Sprachrichtigkeit kann der Versuch, deutsche Entsprechungen zu finden, in die Irre führen, besonders, wenn so genannte 'falsche Freunde' im Spiel sind. Die *Internetseite* beispielsweise ist keine <74> *Seite*, sondern eine *site* (*web site*), also ein Platz, ein Gelände. Dies spielt freilich für die Brauchbarkeit des deutschen Wortes kaum eine Rolle, denn im Englischen steckt in *site* auch nicht originär die Bedeutung 'Menge von Daten, die sich auf dem Bildschirm unter bestimmten Aspekten als eine Einheit präsentieren', und wenn im Englischen eine Metapher vom Grundstück auf die Bildschirmoberfläche möglich ist, warum dann

nicht im Deutschen von der Seite, nämlich der Buchseite, auf der eine bestimmte Menge geordneter Informationen zu finden ist?

Grammatische Spezifika

Die neumедialen Varietäten zeichnen sich nicht allein durch Besonderheiten des Wortschatzes aus. Von der innovationsträchtigen Offenheit zum Angloamerikanischen betroffen ist auch die Grammatik, z. B. dort, wo es darum geht, englische Verben wie *to download* oder *to update* mit deutschen Endungen zu versehen und – hier nach dem Muster der trennbaren deutschen Verben – konjugierbar zu machen: *downloaden, ich laade down, loadete down, habe downgeloadet, updaten, ich date up, datete up, habe upgedatet* (vgl. Bär 2001: 124).

Neben solchen flektivischen Adaptionen erscheint vor allem die Entwicklung einer völlig neuen grammatischen Form bemerkenswert: des so genannten Inflektivs. Mit diesem Terminus bezeichnet Oliver Teuber (1998) unflektierte Verbstämme wie *fasel, beschreib* oder *erwähn*. In der Internetkommunikation, insbesondere im Internet-Chat, sind solche Formen außerordentlich häufig, Ihr Vorbild wird in der Sprache der Comics vermutet (Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 106 ff.). Dort deuten Formen wie *raschel, dröbn, seufz, ächz, glucker, schnüffel, murmel* usw. das Ereignis vor allem eines Geräusches an. Sie sind als satzwertige Äußerungen zu deuten, da „die involvierte Wortform ohne weitere syntaktische Mitspieler auskommt und dabei die Grundlage eines vollwertigen Sprechakts bildet“ (Teuber 1998: 19). Erklären lassen sie sich möglicherweise als reziproke Analogiebildungen zu Verben, die von ursprünglich adverbialen Interjektionen wie *bums, hicks, plumps* oder *rumms*⁶ abgeleitet sind (*bumsen, hicksen, plumpsen, rummsen*): So wie vermittelt der Derivation solche Interjektionen zu Verbstämmen wurden, können analog auch umgekehrt, durch die Reduktion von Verben auf ihre Stämme, Interjektionen gebildet werden. Die Bedeutung solcher Formen ist stets ein „Stattfinden“ (Teuber 1998: 19) und lässt sich allgemein nach folgendem Muster wiedergeben: ‘es ereignet sich etwas, das darin besteht, dass ...’.

In einigen Internet-Chatforen ist dieses Prinzip zu einem vielfach genutzten grammatischen Muster geworden. Schon in neueren Comics können nicht nur <75> akustisch wahrnehmbare Ereignisse, sondern prinzipiell alle Arten von Ereignissen durch Inflektive zum Ausdruck gebracht werden: Runkehl/Schlobinski/Siever (1998: 106 f.) nennen die Formen *medätier, schüttel, kuppel* und *schalt*, die in einem Werner-Comic zu finden sind. Anders als in aller Regel beim Comic werden im Internet-Chat jedoch auch Inflektive von zusammengesetzten Verben gebildet (die Beispiele ebd.: 108 ff.) *entsetz, erröt, anspring, rumtänzel, überleg, umklopp*. Darüber hinaus ist Inkorporation von Adverbialen (*frech-/traurig-/gespannt-/neugierig-/verführerisch-/lieb-/ganzliebguck*; ebd.: 109), Objekten (*mixraff, zettelsuch*; Šantak 2002: 14) und Präpositionalgruppen (*aufderleitungssitz*; ebd.: 15) möglich; die Bedeutung solcher komplexer Verbformen wäre, wie zuvor gesagt, jeweils: ‘es ereignet sich etwas, das darin besteht, dass jemand traurig guckt/einen Zettel sucht/auf der Leitung sitzt’ usw.⁷, und unter semantischem Aspekt könnte man daher auch von Eventiven reden. Ein solcher Eventiv ließe sich als eine tiefenstrukturelle semantische Funktion beschreiben, die auf der Textoberfläche in unterschiedlicher Weise dargestellt wird. Neben dem Inflektiv findet sich dafür – bei englischen Ausdrücken – auch die Verlaufsform (*wbining*; Šantak 2002: 15) und die Realisierung mittels der dritten Person: *L winkt und fliegt weg* (Runkehl/Schlobinski/Siever 1998, 104; vgl. auch ebd.: 110 f.), *knietnieder- undfühlsichgebrüchlichzukennen* (Šantak 2002: 15) sowie mittels Substantiven bzw. Nominalen: *Party* (ebd.: 14 eher als Imperativ denn als Eventiv gedeutet), *beg* (*big evil grin*; ebd.), *xxleg* (*extra-extra large evil grin*; ebd.).

Es bedarf keiner Erläuterung, dass vor allem durch die Inflektive, die sogar kombiniert oder in Verbindung mit anderen, auch komplexen Satzgliedern auftreten können – *blödseiundgeradeaufgestandensei* (Šantak 2002, 14); *aufschreidurchdiemengegebenhör, klappeaufreißundhandvorhalt, malsoebenmalindierundegäbnentiumauchmalwaszusagen* (Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 109) völlig neue morphologisch-syntaktische Möglichkeiten entstanden sind: Das Deutsche wird durch sie – sehr partiell freilich, da (zumindest vorerst) strikt textsortengebunden – zu einer polysynthetischen Sprache, in der das Verb einem vollständigen Satz entsprechen kann. Angesichts eines solchen Phänomens müssten sogar reine Systemlinguisten einräumen, dass sich die Gestalt der Sprache im Vergleich zum Neuhochdeutschen klassischer Provenienz gewandelt hat bzw. gerade dabei ist, sich zu wandeln. Man hätte hier ein handfestes ‘inersprachliches’ Kriterium im strukturalistischen Sinne, das für den Ansatz einer neuen sprachhistorischen Periode ins Feld geführt werden könnte.

⁶ Interjektionen wie diese lassen das Adverbialsuffix -s, eine ehemalige Genitivendung, noch gut erkennen.

⁷ Runkehl/Schlobinski/Siever (1998: 110) weisen sogar sprecherdeiktische Bezüge nach, durch welche die Agensrolle zum Ausdruck gebracht wird: *P: <———— gebannt auf bildschirm schau.*

<76> Pragmatische und textlinguistische Spezifika

Wendet man sich der Pragmatik und Textlinguistik der neumедialen Varietäten zu, so stellt man auch hier deutliche Unterschiede im Vergleich zum bislang bekannten Neuhochdeutschen fest. Nur eine im Zusammenhang der Computerkommunikation neu entstandene Textsorte will ich ansprechen: den interaktiven Chat.

Ein Chatforum ist ein virtuelles Schwarzes Brett, an dem jeder eine Nachricht hinterlassen kann. Auf diese Weise kann man, ähnlich wie bei einer Konferenzschaltung am Telefon, sozusagen ein Gespräch (englisch *chat*) mit vielen verschiedenen virtuell anwesenden Partnern führen, da alle Nachrichten zeitgleich auf dem Bildschirm jedes Gesprächsteilnehmers erscheinen und es jedem freisteht, darauf Bezug zu nehmen.

Natürlich gibt es bei einem solchen Gespräch bestimmte Regeln. Wer einen dieser virtuellen Räume, in dem sich schon andere Gesprächspartner (virtuell) aufhalten, (virtuell) betritt, ist gehalten, die sogenannte Nettikette zu beachten. Das ist ein Kunstwort, zusammengesetzt aus *Net* (Internet) und *Etikette*, wobei der zusätzliche Effekt willkommen ist, dass dabei das Wort *nett* freundlich, liebenswürdig assoziiert werden kann. Solche Nettikette- oder auch Chatiquette-Regeln beinhalten unter anderem, dass man sich verbal höflich verhält, niemanden beschimpft, aber auch beispielsweise, dass man mit Ausrufezeichen sparsam umgehen soll, denn die Verwendung von Ausrufezeichen ist gleichbedeutend damit, jemanden anzuschreien (vgl. z. B. Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 76).

Neben diesen allgemeinen Regeln gibt es freilich noch eine ganze Menge mehr, was man lernen muss, um im Internet kommunizieren zu können. Man darf nicht vergessen, dass man dabei ja nicht, wie im direkten Gespräch, den Gesichtsausdruck und die Gestik des Gegenübers wahrnehmen kann, und auch nicht, wie zumindest noch beim Telefonieren, die Stimme. Gleichwohl soll – im Unterschied zum herkömmlichen Briefwechsel, dessen Handlungsstrukturen auch die E-Mail noch beachtet –, ein aktiver Dialog suggeriert werden. Dafür gibt es etliche graphische Zeichen, sogenannte Emoticons, die, wie der Name schon sagt, der Darstellung von Gemütszuständen dienen sollen. Sie basieren auf dem Grundprinzip des bekannten Smiley, des lachenden runden Gesichtchens, der mit den Mitteln der Computertastatur nachgeahmt wird (wobei man üblicherweise eine Drehung von neunzig Grad mitdenken muss). Die Standardvariante :-) weist eine große Menge von Variationen auf, wobei der Phantasie prinzipiell keine Grenzen gesetzt sind. Einige Beispiele (vgl. auch Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 64):

:(traurig	:-D	breit lachend
;-)	augenzinkernd	~:-[stinksauer
:-o	schockiert	:-Q	rauchend
<77> :*(weinend	X-(k. o.
8-)	eine Brille tragend	[:-)	einen Walkman tragend
(:-)	glatzköpfig	@:-)	einen Turban tragend
:-x	küssend	:-x-:	einen Partner küssend
:-p	die Zunge herausstreckend	:-pq-:	Zungenkuss

Neben diesen um neunzig Grad gedrehten Formen finden sich (selten) auch solche, die nicht gedreht sind, z. B. der Standardsmiley (^_^) oder – recht elaboriert – ein Ferkel:

<" . . ">
((. .))

Man findet also in den Texten der Internetkommunikation nicht nur elaborierte Wortbildungen, sondern auch echte Bildwörter, ein Phänomen, das zwar als solches nicht neu ist (ikonische Symbolzeichen kennen wir aus anderen Zusammenhängen, sei es im Straßenverkehr, in Gebrauchsanweisungen oder in Wörterbüchern), das aber im Bereich gerade der Emotionen bislang keine Verwendung gefunden hat, wenn man wiederum vom Comic absieht.

Sprachhistorische Bewertung

Die Unterschiede des 'Spätneuhochdeutschen' zur unmittelbar vorangehenden Periode, dem Deutsch der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind sowohl in Bezug auf das Sprachsystem als auch auf die soziokulturellen Rahmenbedingungen sicherlich nicht geringer als beispielsweise die zwischen dem späten Frühneuhochdeutschen in der ersten Hälfte und dem frühen Neuhochdeutschen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Erneut stellt sich die anfangs aufgeworfene Frage, ob diese Beobachtung nicht Anlass geben sollte, für das gegenwärtige Deutsch sprachhistorisch gesehen wiederum eine neue Periode anzusetzen.

Insgesamt gesehen zeigt sich das Deutsche am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts als eine Sprache, in der zwar keineswegs alle varietätenspezifischen Unterschiede weggefallen sind, in der die Grenzen zwischen den Varietäten aber insgesamt gesehen immer unschärfer werden, und in der ein Übergang von der Dominanz konzeptioneller Schriftlichkeit zu einer Dominanz konzeptioneller Mündlichkeit immer deutlicher erkennbar wird (vgl. Bär 2000: 22 ff.). Die im vorliegenden Beitrag behandelten Textsorten der Internetkommunikation mit ihrer Offenheit zur Fachsprache und ihren Einflüssen auf die Allgemeinsprache einerseits und ihren nächstsprachlichen Kommunikationsformen mit teilweise dialogischen Textmustern sind für beide Aspekte ein signifikantes Beispiel.

<78> Relevanz der neumедialen Varietäten für den DaF-Unterricht

Angesichts der ursprünglich für diesen Beitrag ins Auge gefassten Zielgruppe (vgl. Anm. 1), widme ich mich abschließend noch kurz der Frage nach dem Interesse meines Themas für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Dabei steht an erster Stelle das Interesse an der Gegenstandsbestimmung. Der Sprachhistoriker muss sich ebenso die Frage stellen, welches Deutsch er beschreiben will oder zu beschreiben hat, wie der Deutschdidaktiker, welches Deutsch er Nichtmuttersprachlern beibringen soll. Die Entscheidung kann ganz unterschiedlich ausfallen: Man kann Literatursprache wählen oder Umgangssprache. Man kann auch völlig darauf verzichten zu suggerieren, es gebe *ein* einheitliches Deutsch; vielmehr kann man unterschiedliche Varietäten thematisieren, z. B. Dialekte, Soziolekte, Gruppensprachen, Funktiolekte. Die letztere Möglichkeit (der Versuch, die Sprachrealität in ihrer Vielschichtigkeit andeutungsweise zu fassen) ist meiner Einschätzung nach dasjenige, was im modernen DaF-Unterricht in der Regel bevorzugt wird, und viele gängige Lehrbücher nehmen darauf Rücksicht, indem sie wichtige Lebensbereiche und deren Varietäten vorstellen. Im Alltagsgespräch unter Freunden redet man anders als beim Brötchenkaufen in der Bäckerei, und wieder anders im Seminar, und man schreibt auch anders, wenn man eine Bewerbung verfasst, seinem Dozenten einen Brief schickt oder eben im Internet chattet. Tatsächlich könnte es gut und sinnvoll sein, gerade den letzteren Aspekt im DaF-Unterricht zu thematisieren, weil es sich dabei erstens um eine zeitgemäße bzw. zeitgeistige und damit gerade für jüngere Deutschlernende attraktive Kommunikationsform handelt, die zweitens auch noch interaktiv ist (geübt werden kann das virtuelle ‘Gespräch’ mit Muttersprachlern), und weil dadurch drittens unabhängig von teuren Auslandsaufenthalten eine alltägliche Sprachpraxis von zu Hause (oder vom Internetcafé, vielleicht gemeinsam mit Freunden) aus möglich ist. Man wird selbstverständlich die Deutschlernenden darauf aufmerksam machen müssen, dass es sich bei dem Deutsch, das sie im Internet kennenlernen können, in der Regel nicht um das handelt, was man landläufig als ‘gutes’ Deutsch bezeichnen würde, und dass sie weder in grammatischer noch orthographischer noch gar stilistischer Hinsicht einen besonders guten Eindruck machen werden, wenn sie sich außerhalb der Chatforen so ausdrücken wollen. Damit aber nur ermöglicht man in einem höheren Sinne den Lernenden tatsächlich den Erwerb von Sprachkompetenz, indem nur diejenige Sprache tatsächlich beherrscht wird, in der man situationsangemessen kommunizieren kann. Alles andere ruft Befremden oder bestenfalls ungewollte Heiterkeit hervor, so wie es klassisch der Komiker Otto Waalkes in seinem Sketch *Führerscheinprüfung* demonstriert hat. Auf die Frage: „Sie kommen an eine Kreuzung zweier gleichberechtigter Straßen. Von rechts kommt ein Auto. Wer hat die Vorfahrt?“ antwortet der Prüfling zuerst mit der Gegenfrage: „Da kommt ein Auto, sagen Sie? Eins jener <79> Fortbewegungsmittel, die wie von Geisterhand beflügelt den Menschen hierhin bald, bald dahin bringen?“ und schlussendlich mit der Feststellung: „Wie müßig, nutzlos und dem Augenblick verhaftet solch Frag mir dünkt. Denn wie der Wagen selbst, der, eben noch in buntem Lack, schon morgen rostend auf der Halde ruht – so auch der Mensch, so du, so ich; da hat’s ein Ende mit der Fragerei nach Vorfahrt.“

Allerdings gibt es neben diesem fremdsprachdidaktischen Aspekt noch einen anderen, der mindestens ebenso wichtig scheint: den des vorgehaltenen Spiegels, der Bewusstseinsbildung hinsichtlich der eigenen Sprache. Was man über eine Fremdsprache lernt, führt zum Nachdenken über die eigene, wobei hier – zumal im Brüsseler Kontext – ein Punkt besonders zu betonen ist: die Rolle der Sprache (der eigenen wie der fremden) in Europa. Denn natürlich sind die Entwicklungstendenzen des Gegenwartsdeutschen nicht allein für sich zu betrachten, sondern die geschilderten Rahmenbedingungen gelten für alle europäischen Sprachen gleichermaßen, auch wenn sie sich im Einzelfall jeweils unterschiedlich auswirken dürften. Mit Sicherheit wird es in absehbarer Zukunft keine europäische Einheitssprache geben, weder Englisch noch, wie manche wohl befürchten, eine Lingua Franca bzw ein Pidgin namens BSE (Bad Simple English). Das bedeutet nicht, dass der Gebrauch des Englischen in vielen Bereichen nicht zunehmen wird – sei es in der Diplomatie, der EU-Verwaltung oder der Wissenschaft. Aber gleichwohl wird die europäische Sprachenvielfalt dauerhaft erhalten bleiben. Das ist aus meiner Sicht die bei weitem wahrscheinlichste Prognose. Denn es ist ja in Europa – auch das lehrt uns der Blick in die Geschichte –

immer schon die Regel gewesen, dass Menschen mehrsprachig sind, und Belgien ist selbstverständlich eines der klassischen Beispiele, dass und wie solche Mehrsprachigkeit funktioniert. Aber obgleich diese Polyphonie in manchen Weltgegenden vornehmlich als Kakophonie verstanden und als mit das Bedrohlichste am ‘alten Europa’⁸ empfunden wird, dürfen die Europäer selbst – und vielleicht sogar gerade deswegen – getrost eine Chance darin sehen. Wollen sie kulturell und intellektuell dauerhaft relevant bleiben, so haben sie vermutlich gar keine andere Wahl als durch das Instrument ihrer unterschiedlichen Sprachen eine Pluralität von Meinungen, Denksätzen, Perspektiven und Methoden zu kultivieren. Sie müssen aber, um tatsächlich das Beste daraus zu machen, auch ein positives Bewusstsein dieser Vielfalt entwickeln, und eben darin liegt, neben der bloßen Vermittlung von Sprachkenntnissen, eine der vorrangigsten Aufgaben des Fremdsprachenunterrichts.

<80> Positives Bewusstsein von einer Vielfalt indes wird dadurch am ehesten zu vermitteln sein, dass man einheitliche Aspekte, Gemeinsamkeiten in ihr aufzeigt. Eben darin kann die Funktion einer europäischen Sprach- bzw. Sprachengeschichtsschreibung bestehen, wie sie beispielsweise Oskar Reichmann seit Jahren fordert (vgl. Anm. 4), – einer Historiographie, die nach eigenem Selbstverständnis ihren vorläufigen Endpunkt in der Gegenwart hat und die somit auch Themen wie Cyberdeutsch zu den ihren macht. Auch aus der Sicht der Fremdsprachendidaktik scheint eben eine solche Sprachgeschichtsschreibung unverzichtbar, indem sie die Voraussetzungen für das Verständnis des zu Lernenden schafft. Keine Sprache ist ja vom Himmel gefallen, sondern als Sprache immer historisch geworden, und sie ist, wie sie ist, daher auch nur im Nachvollzug ihrer Geschichte zu verstehen.

Zitierte Literatur

- Abel, Jürgen (1999): *Cybersk@ng. Die Sprache des Internet von A bis Z*. München: Beck (= Beck'sche Reihe 1294).
- Bär, Jochen A. (2000): *Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung*. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hgg.): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Duden (= Thema Deutsch 1). S. 9–34.
- Bär, Jochen A. (2001): *Fremdwortprobleme. Sprachsystematische und historische Aspekte*. In: *Der Sprachdienst* 45. S. 121–133 u. 169–182.
- Bär, Jochen A. (Hg., 2003): *Von „aufmüßig“ bis „Teuro“: Die „Wörter der Jahre“ 1971–2002*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Duden (= Thema Deutsch 4).
- Bär, Jochen A. (2004a): *Deutsch-Japanisches Kolloquium zur Sprachgeschichte*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 123. S. 126–130.
- Bär, Jochen A. (2004a): *Das alte Europa*. In: *Der Sprachdienst* 48. S. 31–32.
- Bittner, Johannes (2003): *Digitalität, Sprache, Kommunikation. Eine Untersuchung zur Medialität von digitalen Kommunikationsformen und Textsorten und deren varietätenlinguistischer Modellierung*. Berlin: Erich Schmidt (= Philologische Studien und Quellen 178).
- Eggers, Hans (1977): *Deutsche Sprachgeschichte IV. Das Neuhochdeutsche*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (= Rowohlts deutsche Enzyklopädie 375).
- Kuntzsch, Lutz (2004): *Wörter des Jahres 2003*. In: *Der Sprachdienst* 48. S. 1–21.
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. 2., überarb. Aufl. Berlin: Erich Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 28).
- Munske, Horst Haider (1995): *Ist eine europäische Sprachgeschichtsschreibung möglich?* In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hgg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: Niemeyer (= RGL 156). S. 399–411.
- <81> Reichmann, Oskar (1976): *Germanistische Lexikologie*. Stuttgart: Metzler (= Sammlung Metzler 82).
- Reichmann, Oskar (1993): *Europäismen im Wortschatz von Einzelsprachen*. In: Panzer, Baldur (Hg.): *Aufbau, Entwicklung und Struktur des Wortschatzes in den europäischen Sprachen. Motive, Strömungen, Tendenzen und ihre Folgen. Beiträge zum lexikologischen Symposium in Heidelberg vom 7. bis 10. Oktober 1991*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang (= Heidelberger Publikationen zur Slavistik, Linguistische Reihe 6). S. 28–47.
- Reichmann, Oskar (2001): *Das nationale und das europäische Modell in der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen*. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag (= Wolfgang Stammerl Gastprofessur für Germanische Philologie, Vorträge 8.)
- Reichmann, Oskar (2002): *Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung*. In: Cherubim, Dieter/Jakob, Karlheinz/Linke, Angelika (Hgg.): *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*. Berlin/New York: de Gruyter (= Studia Linguistica Germanica 64). S. 25–42.
- Roelcke, Thorsten (1995): *Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen*. Berlin/New York: de Gruyter (= Studia Linguistica Germanica 40).
- Runckel, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Thorsten (1998): *Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Šantak, Ana (2002): *ICQ – eine interaktive Kommunikationsform im Internet*. Heidelberg [Typoskript].
- Schmidt, Hartmut (2002): *Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen?* In: Ägel, Vilmos/Gardt, Andreas /Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hgg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Niemeyer. S. 321–342.
- Teuber, Oliver (1998): *fasel beschreib erwähn – Der Inflektiv als Wortform des Deutschen*. In: *Germanistische Linguistik* 141–142. S. 7–26.
- Weinrich, Harald (2002): *Europa – Linguafrancaland?* In: Hoberg, Rudolf (Hg.): *Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Duden (= Thema Deutsch 3). S. 30–43.

⁸ Donald Rumsfelds Rede vom „alten Europa“, zum Zeitpunkt meines mündlichen Vortrags noch recht frisch in Erinnerung, wurde Ende 2003 von der Gesellschaft für deutsche Sprache sogar zum ‘Wort des Jahres’ gewählt (vgl. Kuntzsch 2004 und Bär 2004b).